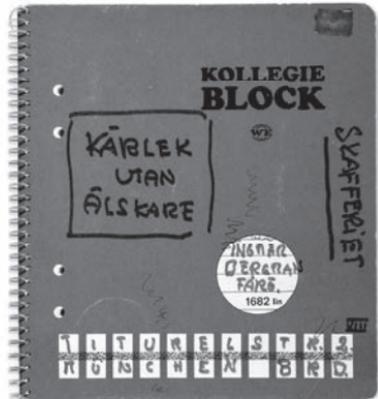


Ingmar Bergman
Ich schreibe Filme
Arbeitstagebücher
1955–2001

In einer Auswahl übersetzt,
kommentiert und mit einem Nachwort
von Renate Bleibtreu

BERENBERG



Dieses Buch ...

1938 – Seite 9

Was will ich eigentlich. Wo will ich hin.

1955–1962 – Seite 11

- 1955 »Die Akrobaten« – Seite 12
- 1956 Das siebente Siegel – Seite 17
- 1957 Wilde Erdbeeren – Seite 35
- 1958 Das Gesicht – Seite 68
- 1959 Die Jungfrauenquelle – Seite 79
- 1960 Wie in einem Spiegel – Seite 82
- 1961 Licht im Winter [Die Abendmahlsgäste] – Seite 90
- 1962 Das Schweigen – Seite 108



Dieser Tag wird mir wohl noch lange im Gedächtnis bleiben.

1975–1978 – Seite 234

1975/1976 »Dieser Tag ...« – Seite 235

1976–1978 Liebe ohne Liebhaber – Seite 245

1978 Aus dem Leben der Marionetten – Seite 290

Geradeheraus wie Weinen und Lachen.

1979 und 1992 – Seite 309

1979 Fanny und Alexander – Seite 310

1992 Einzelgespräche – Seite 341

1995 [undatiert] – Seite 385

So was, ich wusste gar nicht, dass es so einfach ist.

1997–2001 – Seite 386

1997 Treulose – Seite 387

1998–2001 Sarabande – Seite 398

Nachwort – Seite 411

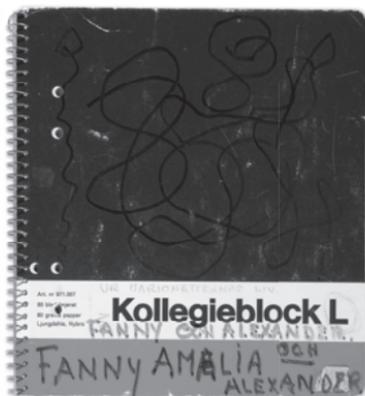
Erläuterungen – Seite 428

Zur Textgestalt – Seite 439

Die Arbeitsbücher – Seite 440

Literatur – Seite 442

Dank – Seite 445



Ingmar Bergman wurde am 14. Juli 1918 kurz vor dem Ende des Ersten Weltkriegs geboren und war knapp zwanzig Jahre alt, als er kurz vor Ausbruch des Zweiten zu schreiben begann. Er hatte nach dem Abitur zum ersten Mal mit Laien in einem Bürgerlokal der Stockholmer Altstadt inszeniert, anschließend den Wehrdienst hinter sich gebracht und notierte, erkrankt, einige auffallend szenisch grundierte Prosatexte – im vehementen Auf-rubr gegen jede Art von Unerbittlichkeit und im vitalen gegen alles Unglaubwürdige, in der Beklommenheit, sich angesichts der Unbeständigkeit von Gefühlen plötzlich fremd gegenüberzustehen, und im Staunen, den eigenen Augen nicht zu trauen; Reflexe, die ihn sein Leben lang bewegten. Auf einer Insel im Schärenmeer vor der Stadt, einem Ort un-beschwert verbrachter Sommerferien und des ersten scheuen Verliebtseins mit sechzehn Jahren, schrieb er die ersten Zeilen seines Werks; sie stehen in einem ehemaligen Schulheft mit schwarzen Wachtuchdeckeln.

[Smådalarö, 15.6.38]

Dieses Buch, oder wie man das Elend nun titulieren soll, ist wie ich selbst. Ein Konglomerat aus Gedanken, Gefühlen, Komplexen, Einbildungen, Schlussfolgerungen, Assoziationen usw.

Alles, alles drunter und drüber im schönsten Durcheinander. Was macht man, wenn man ein Hirn hat wie meines?

Ja doch, man dreht in der kleinen Küche zu Hause den Gashahn auf und alles fliegt davon. Boff!!

Nun bin ich aber nicht gescheit und darum drehe ich keinen Gashahn auf, weder in der kleinen Küche noch sonst wo.

Zuunterst in meiner närrischen Seele hege ich nämlich einen kleinen, kleinen hochmütigen Gedanken:

Vielleicht wird sich einmal – irgendwann einmal – etwas Helles und Schönes aus all dem Elend schürfen. Wie eine kleine, kleine, kleine Perle aus einer großen schwarzen, vertrackten Muschelschale.

Und wenn nun einmal etwas Schönes von mir kommen kann, dann habe ich meine Aufgabe im Leben erfüllt – und kann guten Gewissens in einem kleinen Grab, das ich mir gegraben habe, schlafen gehen.

Das wird schön. Wunderschön. Vorher muss man aber arbeiten. An sich selbst arbeiten, meine ich. Nur *für* wen soll ich mich denn dann abarbeiten. Ja, siehst du, das war in Wahrheit des Pudels Kern.

/.../

1955–1962

Was will ich eigentlich. Wo will ich hin.

In einem Land, dem es wie Schweden gelang, sich seit 1814 aus Kriegen herauszuhalten, sollte ein junger Pastorensohn das Selbstbild von Rechtschaffenheit nicht antasten mit Filmen, in denen sadistisch drangsalierete Schüler vorkamen, Jugendliche, die von zu Hause durchbrannten, Hinweise auf Sex ohne Trauschein und das Problem des Aborts. Die unsichtbare Bedrohung des Kalten Krieges war freilich auch in Schweden spürbar. 1951 kam es zum sogenannten Filmstopp, mit dem die schwedischen Produzenten nach einer Steuererhöhung für Kinokarten monatelang streikten. Der begabte junge Filmemacher drehte im Auftrag der Firma Unilever einstweilen eineineinhalb Minuten lange Reklamefilme für die Seife BRIS (charmante Kleinode der Kinematografie), unter anderem mit der achtzehnjährigen Bibi Andersson. 1954 starteten die ersten Unterhaltungsprogramme des schwedischen Fernsehens. Ingmar Bergman veröffentlichte Causerien, Essays, Hörspiele, Theaterstücke und »Filmerzählungen«, wie er seine Drehvorlagen später nannte, er inszenierte an Privattheatern und der Studentenbühne in Stockholm, dann in Helsingborg, Göteborg und Malmö, wo er überall auch Intendant war. 1955 begann er ein eigenes Schreibverfahren zu entwickeln, mit dem er sich, inzwischen in schlichten Spiralblocks, der poetischen Konsequenz seiner Themen kontinuierlich annäherte.

Ingmar Bergman war in der dritten Spielzeit Intendant des Dreispartenbetriebs – Oper, Ballett und Schauspiel – in Malmö, nach drei gescheiterten Eben Vater von sechs Kindern, seine Beziehung zu Harriet Andersson befand sich in der Krise, die zu Bibi Andersson in den Anfängen, und mit beiden drehte er Das Lächeln einer Sommernacht, seine vierte Komödie, als er im einzigen Eintrag dieses Jahres Details für ein nächstes Projekt notierte: »Die Akrobaten«. Möglicherweise dachte er dabei an Pablo Picassos Gemälde Akrobatenfamilie mit Affe; im Besitz des Kunstmuseums Göteborg, zeigte es zwar vier Figuren, im leuchtenden Fokus aber Mutter und Kind.

16.7.55

Das Erste über »Die Akrobaten« schreibe ich heute am 16. Juli. Es ist ein warmer Samstagnachmittag und ich bin wirklich sehr allein.

Nehme zum Ansatzpunkt die beiden auf dem Gemälde. Das alte Theater, in dem sie hausen. *Carmina Burana*. Den Abend, an dem das Kind kommt. Alle warten. Es ist eine sehr gelungene Geburt mit wundersamen Ereignissen. Dann kann das Kind ein jeder sehen.

Die erste Nacht. Mann und Frau, sie liegen in ihrem Bett und hören das Kind atmen, und alle Geräusche der Nacht. Das Knacken im Theater, dem alten Haus. Und da übt einer seine unerhörte Geschicklichkeit?

Die eigentümliche Vergewaltigung. Der mit seiner unerhörten Geschicklichkeit kommt, um das Kind zu sehen, und vergewaltigt. Bis dahin hat er doch freundlich geredet – furchtbar freundlich. Drei Tage später erschlägt er einen aus der Truppe. Sie sehen die Hinrichtung mit an. Bis dahin ist ihm doch gelungen, was er sich vorgenommen hat. Das unerreichbar Große, Absolute.

Die Eltern des Vaters sind groß und traurig, Großvater sehr renitent. Die Eltern der Mutter, sehr klein und warmherzig, ständig fröhlich und ständig betrunken.

Warten auf das Kind.

Die Verehrung des Kindes.

Die erste heilige Nacht.

Und das Stillen.

Mia in dem Großen Wald.

Endlich mal werde ich ein reifer Mensch. Gott! Nimm mich entweder beiseite oder lass mich endlich die Kraft haben, Verantwortung zu tragen, mich an der Wirklichkeit zu freuen und an dem, was mit mir geschieht. Gott! Der du mich in der Hand hast, gib mir endlich Verstand, Reife und Mut. Unser kleines Kind ist ja ein Geschenk.

Jemand sagt ihm, was mit ihm geschehen wird. Er verbittet es sich, es ist ja aber unvermeidlich. Er kann nicht ausweichen oder davonkommen. Es ist unvermeidlich.

Der Tod ist mein Freund und Begleiter. Wenn die Sonne zu heiß wird und in meinen Augen schmerzt, gehe ich ins Dämmerlicht seines Schattens. Wenn das Alleinsein mich zerreißt, drehe ich mich um, strecke die Hand nach ihm aus und er nimmt mich mit, wir sind uns ohne Zögern völlig einig. Dieses Spiel ist von sehr tröstlichem Anreiz, ich weiß aber, dass die Spielerei eines Tages übergeht in Aufbruch.

Gott! Wäre der Aufbruch nur nicht in allzu weiter Ferne.

Metaphysisches Grauen. Ein Augenblick in der Verdammnis.

Er fängt an zu Gott zu beten, geht aber über in Lästern, Drohen und Fluchen, betet noch mal, versucht es mit Erschrecken, Besänftigen, Rühren. Sie soll gebären, und es regnet.

In der Nacht nach der Geburt dankt er dem lieben Gott für die Hilfe und bittet zu entschuldigen, dass er sich so aufgeregt hat.

Er erzählt von einem Sonntagnachmittag in der Verdammnis. Das Radio läuft. Gespenstisch leere Straßen in der Stadt. Der Trauerzug.

Der mit seinem Kunststück so Geschickte beschäftigt sich an einem Spätnachmittag damit. Da besucht ihn ein Mann, der sich für sein Vorhaben interessiert. Er ist auch ein geschickter Handwerker und will den Trick mit den Bällen gern lernen. Den will der Jongleur nicht zeigen. Da droht der Besucher, ihm das Leben zu nehmen, ihm sein Lebtage zu verkürzen. Er stellt sich ihm als Saatguthändler vor.

Es ist das Jahr 1719. Wenn die Russen in den Schären vor Stockholm wüten und brandschatzen. Die Verwirrung ist entsetzlich. Überall Flüchtlinge entlang der Straßen. Der Frühling war hart, doch dann kommt der wunderschöne Monat Juni. Dieses Gesindel, bleiben muss es, an sich halten, Mia soll ein Kind gebären. Ein sanfter Frühlingsregen fällt zur Erde. Wunderbarer Regen. Still und sanft regnet es auf Wies und Wald an dem Ort, wo sich das Furchtbare abspielen wird ...

Bibi hat Recht. Ich habe genug Komödien gedreht. Jetzt muss was andres kommen. Ich darf mich nicht mehr einschüchtern lassen. Lieber das, als eine schlechte Komödie. Das Geld schenk ich dem Teufel. Bibi hat Recht.

Halte eine Schandmesse, voll von Blasphemie und andren Gräueln.

Sie lieben sich nun mal. Und jetzt ist sie schwanger. Da bleibt sie abends allein im Haus. Jemand klingelt an der Tür. Ein Mann, der nicht mit ihr reden kann. Erschrocken starrt er sie an und rennt weg. An dem Abend muss sie einen Brief zum Kasten bringen.

Da wird sie vergewaltigt.

Ihr Mann kommt spät nach Hause, und sie erzählt ihm von der Vergewaltigung. Noch in derselben Nacht kommt es zur Fehlgeburt. Ein paar Wochen später weist sie auf den Täter hin. Er schnappt ihn sich und bringt ihn um, in einem Augenblick namenlosen Grauens.

Der Unhold – er wohnt in einem kleinen Zimmer in Sundbyberg und kann sich nicht mitteilen –, er ist stumm. Immer wieder läuft er den beiden über den Weg, angstvoll neugierig und etwas mitleidig schaut sie ihn an. Er kickt den Ball, hat eine Puppe, auf die er gut aufpasst. Die Kinder im Sumpan machen ihm gelegentlich das Leben schwer, aber nicht sonderlich schlimm. Die Mädels, vor allem zwei, machen ihm die Hölle heiß.

Er beschattet sie, sie wird nervös, er klingelt an der Tür und unternimmt einen fürchterlichen Versuch, ihr etwas zu sagen, kann aber nicht. Wird verrückt vor Zerknirschung, versteckt sich vor sich selbst. Beschattet sie, geht ihr nach. Vergewaltigt. Dann kommen Schreck und Scham. Am nächsten Tag Schlagzeilen in der Zeitung: »Unhold«. Anzeige. Steckbrief. Er stolcht herum, wagt nicht, sich zu zeigen.

Wenn Sie ihn sieht, kann Ihr Mann ihn gar nicht verfolgen, sondern muss sich um sie kümmern. Danach macht er ihn ausfindig und bringt ihn um. In ihrer Gegenwart, sie nimmt den Sterbenden in die Arme.

Elsa kommt nach Haus, steckt den Schlüssel ins Schloss. Tritt ein. Da steht sie vor Frau Heumann. Die redet. Und redet. Be-

grüßt sie, setzt Kaffee auf. Elsa schneidet sich in den Finger. Es blutet. Verwirrt starrt sie auf den hervorquellenden Blutstrom. Kann ihn kaum aufhalten, sieht sich im Spiegel. Das Blut fließt weiter ins Waschbecken, große, dicke Tropfen. Sie sieht sich im Spiegel. Kommt ein wenig in Angstschweiß. Spült den Finger ab, klebt ein Pflaster drauf.

Geht ins andre Zimmer, das Schlafzimmer. Blickt sich wie fremd darin um. Erkennt an irgendetwas, dass er hier war. Fällt auf die Knie. Von vorn anfangen, alles so werden lassen, wie es gedacht war. Das Richtige tun. Die Wahrheit sagen. Weil ich ihn liebe, ihn liebe, gütiger Gott, ich liebe ihn ja.

Ingmar hält das nicht aus. Er hat eine Art dumpfen Schreck gekriegt, jetzt gibt es natürlich wieder mal Krach. Wo warst du, und so weiter. Und dies: Ich bin dir scheißegal. Die ruhige Leere in Malmö. Ich habe solche Angst, ich werde ja nicht damit fertig, denke übrigens, dass Bibi besser fertig wird. Sie hat ja jetzt eine Rolle. Ingmar hat seinen Schreck, seinen Schreck, allein zu sein. Wo ist sie denn, das Mädchen. Ich werde ja noch schwachsinnig vor Nervosität, weil sie nicht kommt. Ob ihr denn was zugestoßen ist. Manchmal kriege ich solche Angst, dass ich sie für ihre unerhörte Nonchalance und Gleichgültigkeit noch zu hassen anfange. Es kommt ja noch so weit, dass ...

Die heimische Kritik war mit Ingmar Bergman manchmal wenig zimperlich; Stig Ahlgren, berüchtigt für seinen bissigen Witz, ordnete Das Lächeln einer Sommernacht einem Genre seichtester Machart zu und sprach vom »Pilsnerfilm in der Champagnerflasche«; Olof Lagercrantz, später Feuilletonchef bei Dagens Nyheter, nannte ihn »die üble Fantasie eines pickeligen Jünglings«.

Der so Gescholtene arbeitete währenddessen am nächsten Projekt, es entsprach abgesehen von einer Szenenumstellung auf den ersten Seiten im Spiralblock der fertigen Vorlage, in der ein Ritter namens Block (!) desillusioniert nach Hause ritt; was in der Drebbuchhandschrift »Der Ritter und der Tod« hieß, wurde schon der Film Das siebente Siegel. Ob Carl-Anders Dymling, Produzent bei Svensk filmindustri, SF, seine Umarbeitung der mittelalterlichen Moritat Tafelbild als Übungsstück für Schauspielschüler allerdings finanzieren würde, war mehr als fraglich.

»Und als das Lamm das siebente Siegel auftrat, entstand eine Stille im Himmel etwa eine halbe Stunde lang.« Offb. 8,1

5.4.56

Wenn Der Ritter erfährt, dass er am nächsten Tag sterben muss, oder sobald Der Tod ihn schachmatt setzt, ist eines klar. Er sucht Kontakt zu den Menschen. Der Tod verlieh ihm nämlich eine mörderische Selbsteinschätzung, er tut jetzt, was er kann. Jöns, Jof und vor allem Mia geraten in seine Gesellschaft. Unterwegs

sieht er immer wieder flüchtig das Gesicht des Todes, beängstigend verführerisch.

Der Tod *spricht* zum Ritter: Meine Macht ist allmächtig. Siehst du, wie ich die Menschen hernehme und sie auslösche wie brennende Kerzen. Keiner kommt davon, siehst du, ich bin hier, um zu töten.

Der Ritter: Vater, darf ich beichten, ich will so aufrichtig zu dir sprechen, wie ich kann, doch mein Herz ist leer und voll Angst. Gut möglich, dass mir die Worte fehlen werden, mich diesbezüglich auszudrücken, ist für mich ja etwas ungewohnt.

Der Tod: Sprich, mein Sohn, ich höre dir zu und kann dir vielleicht einen Rat auf den Weg mitgeben.

Der Ritter: Wie du weißt, habe ich Angst vor Leere, Trostlosigkeit und Stillstand. Ich kann Einsamkeit und Schweigen nicht ertragen.

Der Tod: Die Leere ist ein Spiegel, der dir vorgehalten wird. Du siehst dich und dir graust. Das ist ganz natürlich.

Der Ritter: Früher war ich den Menschen und ihren Sorgen gegenüber ziemlich gleichgültig. Jetzt bin ich es nicht mehr. Ich kann aber gar nichts machen. Mein Eigennutz und meine unheimliche Gleichgültigkeit haben mich aus ihrem Kreis herausgestellt. Ich lebe in einer Eigenwelt, die nur mein fieberhaftes Denken und Fantasieren kennt. Das ist auf die Dauer ermüdend und ätzend.

Der Tod: Ich weiß. Die ganze Zeit schwebte dir der Gedanke an Selbstmord vor, du hast ihn aber nicht gewollt oder gewagt.

Der Ritter: Doch, gewagt schon. Ein Mal. Wir ritten über einen Bergpfad, plötzlich riss ich mein Pferd seitwärts an den

Abgrund. Das Tier bäumte sich auf und stürzte, ich wurde abgeworfen und landete in einem Kaktus, zum feixenden Hohn meines Schildknechts.

Der Tod: Du wolltest vermutlich nicht sterben.

Der Ritter: Doch, das wollte ich. Der Tod kam mir lange vor wie ein Erlöser, wie ein Retter aus dem Jux, zu leben.

Der Tod: Du sprichst nicht wahr. Das Leben ist für dich eine ständige Quelle des Staunens, neuer Entdeckungen.

Der Ritter: Wie dieser Kreuzzug.

Der Tod: Ja, eine traurige Geschichte.

Der Ritter: Jetzt kommen wir nach zehn unleidlichen Jahren aus dem Heiligen Land. Ich dachte, Gott wollte mich für etwas Großes oder ganz Besonderes verwenden.

Der Tod: Die Menschen haben immer so viele Meinungen von dem, was Gott will und vorhat.

Der Ritter: Ja, schwierig. Was sollen wir denn machen, wenn Er uns nicht deutlich Auskunft gibt. Er bleibt ja immer unklar und diffus.

Der Tod: (räuspert sich und schweigt)

Der Ritter: Ja, da sagst du nichts und hast schon Recht.

Der Tod: Was begehrst du.

Der Ritter: Klarheit. Auskunft. Ich will Kenntnis haben. Ist es denn so grausam undenkbar, dass wir, mit unseren Augen und unseren Sinnen, Gott sehen können. Warum muss er sich in einem Dunstkreis halber Versprechen und unbezeugter Wunder verstecken. Wie sollen wir den Gläubigen glauben, wenn wir selbst nicht glauben. Was wird aus uns, die nicht glauben können, aber wollen. Was wird aus dem, der weder glauben will noch kann. Und sag mir bitte noch etwas: Warum kann ich Gott in mir nicht töten. Warum lebt er schmerzhaft weiter, obwohl ich ihn verfluche und

aus meinen Gedanken verbannen will. Warum bleibt er trotzdem eine höhnisch täuschende Realität, die ich nicht loswerde. Kannst du mir das sagen. Immer dies unklare In-der-Schwebe-Halten, dieses Unwirkliche und Unerklärliche. Ich will Kenntnis haben. Nicht glauben. Nicht Annahmen, sondern klare Worte. Ich will, dass Gott mir die Hand gibt, sein Gesicht enthüllt, zu mir spricht.

Der Tod: Und er schweigt.

Der Ritter: Er schweigt nicht nur. Er hat sich von mir abgewandt. Ich rufe ihn im Dunkeln, doch anscheinend ist da keiner.

Der Tod: Vielleicht ist da keiner.

Der Ritter: Dann kann man nicht leben. Kein Mensch kann leben mit Dem Tod vor Augen, im Wissen um die absolute Nichtigkeit von allem.

Der Tod: Dann gibt es nur einen Weg.

Der Ritter: Welchen.

Der Tod: Mach dir ein Bildnis von deiner Angst, fall davor nieder und bete es an, nenn es Gott oder Auferstehung oder die unsterbliche Seele. Ich sehe keinen andren Weg.

Der Ritter: Heute Morgen kam Der Tod zu mir. Er gab mir ein paar Stunden Aufschub, wir spielen eine Partie Schach. Diese Frist gibt mir Gelegenheit, etwas Dringendes zu klären.

Der Tod: Was kannst du denn jetzt noch klären.

Der Ritter: Ich weiß nicht. Das ist ja das Grauenhafte. Mein Leben war ein einziges sinnloses Nichts, Jagen, Fahren, Palavern, ohne Sinn und Bezug. Das sehe ich jetzt. Darum möchte ich eine einzige Sache machen, die Sinn ergäbe, wie ein Zeichen Gottes, ein Lächeln oder kleines Mir-Zunicken.

Der Tod: Und darum spielst du Schach mit Dem Tod.

Der Ritter: Darum halte ich ihn hin, mit allen Finten und Kniffen, die ich gelernt habe. Er ist ein furchtbarer Gegner, noch hat er mich aber nicht dazu gebracht, eine einzige Figur aufzugeben.

Der Tod: Du bist ziemlich geschickt.

Der Ritter: Er wird wohl gewinnen, das weiß ich. Ein paar Stunden habe ich aber noch.

Der Tod: Wie willst denn du den Tod überlisten.

Der Ritter: Ich spiele eine Kombination aus Läufer und Pferd. Ihm ist entgangen, dass ich mit dem nächsten Zug seine eine Flanke aufreiße. Ich schlage drei seiner Bauern.

Der Tod: Interessant zu wissen, das merke ich mir.

Plötzlich erscheint hinter dem Beichtgitter ein Gesicht. Es ist das Gesicht Des Todes, der Totenschädelmann mit dem Grinsen in den leeren Augenhöhlen.

Der Ritter gerät in furchtbare Angst, aber auch Wut. Er rüttelt an den Stäben.

Der Ritter: Du bist ein Verräter, du betrügst mich, ich finde aber schon noch einen Weg.

Das Gesicht Des Todes verschwindet im dunklen Beichtstuhl ...

So leisten sich Ritter und Tod im gesamten Film Gesellschaft und spielen miteinander Schach.

Ich denke auch, dass Die Hexe dazugehört, halte das trotz allem für ziemlich wichtig.

Das *Tafelbild* ist der Rahmen für die ganze Geschichte. Unser Schachspiel ist in einer Kirche in Südsmaåland an die Wand gemalt.

Die Nacht hatte kaum Kühle gebracht, und mit einem heißen Windstoß über dem farblosen Meer kündigte die Sonne am Morgen ihre Ankunft an.

Ritter Antonius Block liegt vornüber auf Fichtenzweigen, die im feinen Sand ausgebreitet sind. Sein Blick ist geweitet von zu wenig Schlaf.

Jöns dagegen schläft bei den kleinen Steinen und Krüppelkiefern am Waldrand laut schnarchend seinen Schildknechtschlaf, er hält, eingeschlafen, wo er umgefallen war, den Mund weit aufgesperrt ins Morgengrauen. Töne dringen aus seiner Kehle, wie aus der untersten Abteilung der Hölle.

Ein plötzlicher Windstoß weckt die Pferde. Sie recken durstige Mäuler zum Meer, sind dürr und klapprig wie ihre Herren.

Der Ritter, aufgestanden und ins flache Wasser gegangen, spült sich das sonnenverbrannte Gesicht und die schrundigen Lippen.

Jöns dreht sich zum Wald und ins Dunkle, ächzt im Schlaf und rubbelt sich das geschorene Haar. Schräg vom rechten Auge bis zum Schädel leuchtet im Schmutz eine helle Narbe.

Der Ritter geht ans Ufer zurück und fällt auf die Knie. Mit geschlossenen Augen und gerunzelter Stirn verrichtet er sein Morgenbet. Die Hände hält er fest zusammengepresst, die Lippen formen unhörbare Worte. Er öffnet die Augen und starrt direkt in die Sonne – in einen bedrohlich blutroten Klumpen, der sich aus der diesigen Tiefe wälzt, aufgedunsen wie ein sterbender Fisch.

Der Himmel ist grau und reglos, eine bleierne Glocke. Am Westhorizont steht stumm und dunkel eine Wolke.

Hoch oben liegt, kaum sichtbar, ein Meeresvogel auf reglosen Schwingen. Sein Schrei klingt fremd und unruhig.

Das große graue Pferd des Ritters hebt wiehernd den Kopf. Der Ritter dreht sich um.

Hinter ihm steht ein dunkel gekleideter Mann, sein Gesicht ist sehr bleich, die Hände hält er in den weiten Falten seines Mantels verborgen.

Der Ritter: Wer bist du.

Der Tod: Ich bin Der Tod.

Der Ritter: Kommst du mich holen. Ich will nicht sterben.
Nicht jetzt.

Der Tod: Ich gehe längst an deiner Seite, begleite dich mit Interesse.

Der Ritter: Das weiß ich.

Der Tod: Bist du bereit.

Der Ritter: Nein, ich bin nicht bereit.

Verzagt beobachtet der Ritter den Tod. Der Meeresvogel kreischt unruhig.

Der Tod: Wer nur Gleichgültigkeit und Leere verspürt, sollte doch keine Angst haben zu sterben.

Der Ritter: Angst hat mein Leib, nicht ich.

Der Tod: Geschwätz. Ich sehe, dass du Angst hast. Na ja, dafür muss man sich ja nicht schämen.

Der Ritter:

Wichtig

Wenn der Ritter Knall auf Fall sterben soll und weiß, dass dieses seine letzten Stunden sind, um die er auf Teufel komm raus kämpfen muss, sieht er plötzlich, dass das Leben unvorstellbar schön ist – von einer Schönheit, die Mia ihm in ihrer pastoralen Szene zeigt. Vielleicht will ich, dass Jof auch dabei ist. Dass sie Brot und Wein mit ihm teilen. Dass sie mitkommen, dass er sie sieht.

Es ist wesentlich und unverzichtbar. Das Leben ist ein Reichtum.

Das Leben ist ein Reichtum! Banaler geht's nicht. Denk dir was Besseres aus. Wenn du kannst. Versuch, diesen Film so zu schreiben, dass konsequent deine Erfahrung dabei herauskommt, aber dennoch neu hervorgewürgt. Versuchs!

8.4.56

Heute wollte ich mich mal ausruhen von der Last, die ich mir aufgehalst habe, und ein bisschen ging es wohl auch, aber beileibe nicht ganz. Noch ist die Szenenfolge nicht organisch, vieles läuft durcheinander (das meiste!). Dennoch bin ich immer fester entschlossen, dass ich *trotz allem* versuchen will, dieses Projekt zu realisieren. In erster Linie vielleicht, weil man es von mir erwartet, und weil ich es von mir selbst erwarte. Eine Mordsrauferei ist es aber, muss ich sagen.

Folgendes kam dazu

Die Pastorale: Jof geht morgens auf die Wiese und übt seinen Trick, welcher das auch immer sein mag. Da sieht er etwas, was wir nicht sehen, doch die Bäume rauschen und seine Augen leuchten und es hat ihn glatt auf den Hintern gesetzt und ein Vogel singt so seltsam schön und Tränen steigen ihm in die Augen und er sagt etwas zu ihr, aber ganz leise und unerklärlich, kaum zu verstehen, da verblasst das Erlebnis, und er rennt zu seiner Frau Mia und weckt sie, und sie schimpft ihn zärtlich aus.

Sie gehen zu ihrem Morgenmahl nach draußen, weil Skat mit ihnen schimpft. Jof will ihr ein Gedicht vorlesen, sie schläft aber ein, und der kleine Sohn auch.

Skat beschwert sich über seine Rolle in dem Spiel, das sie zum Besten geben sollen. Maskiert sich, während sie darüber reden, als Tod.

Wenn die beiden dann ihre Ruhe haben, sagt sie ihm, dass sie ihn liebt – dass es warm, weich und mollig und alles gut ist. Dass es kein besseres Leben gibt als dieses.

Beim Gespräch mit Dem Ritter in der Dämmerung essen sie an einem sehr langen Strohalm aufgefädelte Walderdbeeren und haben zwei junge Katzen.

Später tötet Der Tod die Katzenjungen, weil Der Ritter schon nicht mehr glaubt, dass er Der Tod ist!

Gespräch zwischen Ritter – Jof – Mia (Jöns liegt auf dem Rücken und hört zu): Der Ritter erzählt von einem wunderschönen Tag, an dem es ihm mit seiner Frau gut ging. Am schönsten Tag ihres Lebens.

Der Ritter, der wird Jof und Mia dann dem Tod abgaunern. Der Tod sagt: Ich verlasse dich nun, im Morgengrauen sehen wir uns aber wieder und du wirst mich nicht erkennen.

9.4.56

Jeden Tag klärt es sich ein bisschen. Der schlimmste Krampf bei dem Thema scheint auf jeden Fall vorbei zu sein, und das ist schön.

Betr. Raval. Wenn er Jof in der Schenke quält, versetzt Jöns ihm eins mit dem Messer. Quer übers ganze Gesicht, dass er es sich mal merkt.

Was, wenn ich in der Schenke ein richtig dickes Ding mache, wie toll das wäre. Ein echtes Mittelalterding. Im Kontrast zur späteren Stille am Meer, wenn Jof – Mia – Antonius ihre schöne Szene haben, die ich so gut machen will, wie ich nur kann, wenn ich es schaffe!

Schenke. Folgendes passiert in der Schenke. Der Schmied beschwert sich bei Jof und sagt, dass seine Frau so schön ist. Er trauert ihr nach. Jof wird erkannt und soll tanzen. Raval rammt

sein Messer direkt vor Jof in den Tisch, der ein unheimlich erstauntes Gesicht macht, wenn er merkt, dass es ernst ist. Muss eine Schwarze Messe halten. Es ist schlimm. Er bricht weinend zusammen. Muss das Vaterunser rückwärts beten. Muss eine Litanei singen. Sie kokeln ihn an ...

Wenn Raval aus der Tür kommt, befasst sich Jöns mal mit ihm und schneidet ihm ins Gesicht.

Raval im Wald. Raval kriegt die Pest. Er hat eine infame Wut, Angst zu sterben. Wir sehen seinen Tod, sehen fast, wie ihn der Teufel holt. In seiner Angst bittet er um Hilfe und Kontakt. Hört man aus dem Dunkeln. War ihnen den ganzen Weg über gefolgt. Bettelt um Gnade. Sie wachen auf. Man hört ihn immer hinterm Sturmholz. Sieht ihn manchmal auch. Es ist furchtbar. Er verschwindet darin. Bittet um Wasser, damit sie ihn töten, damit er nicht alleine ist.

(Die ganze Zeit spielt Der Tod mit Dem Ritter Schach, aufgepasst, mogelt der mit den Figuren.)

Anfangen kann es mit Ritter und Tod. Der Tod sagt: Du wirst schon sehen. Sieh mein Werk, und sei still.

Nach dieser Szene kann das Marienlied kommen – wenn alle traurig und mutlos sind, passt es gut. Der Tod sagt zum Ritter: Die drei sollen verschont bleiben. Sag ihnen, dass sie einen anderen Weg gehen sollen, oben durch den Wald, oben über die Hügel. Wenn wir uns wiedersehen, bin ich der Würgeengel – du erkennst mich nicht wieder – ich bin grauenhaft. *Es ist der jüngste Tag.*

11.4.56

Der Tod sagt: Ich verrate keine Geheimnisse, falls du das denkst. Ich nehme dir nur deine Innereien weg.

Leseprobe aus:

Ingmar Bergman
Ich schreibe Filme
Arbeitstagebücher 1955–2001

Herausgegeben, aus dem Schwedischen übersetzt und
mit einem Nachwort von Renate Bleibtreu

448 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 134 × 200 mm

© 2021 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | lichten.com

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns

Abbildungen: Arbeitsbücher von Ingmar Bergman Foundation

Printed in Germany

ISBN 978-3-949203-06-0

Auch als E-Book:

eISBN 978-3-949203-14-5



BERENBERG